

**Kurt Schilde**

## **„Vielleicht sind wir aber auch nicht mehr am Leben“ – Der Bericht von Erich und Elsbeth Frey von 1942 für ihre Töchter im Exil**

*Der blinde jüdische Bankangestellte Erich Frey lebte mit seiner Frau Elsbeth und den Töchtern Liselott und Marie Anne im nationalsozialistischen Berlin. Die Kinder wanderten 1939 nach Großbritannien bzw. in das britische Mandatsgebiet Palästina aus; den Eltern gelang es nicht, ihnen zu folgen. Um die Kinder über das Leben ihrer Eltern in Deutschland zu informieren, verfasste Erich Frey mit Unterstützung seiner Frau im April und Mai 1942 einen zwölfseitigen, eng beschriebenen Bericht. Eine von ursprünglich vier Fassungen ist nach dem Zweiten Weltkrieg zu den Töchtern gelangt. Erich Frey arbeitete bis Anfang März 1943 in Otto Weidts Blindenwerkstatt in Berlin-Mitte, Rosenthaler Straße 39. Als die Deportation drohte, ging er mit seiner Frau in den Untergrund. Anfang April 1944 wurde das Ehepaar von der Gestapo aufgespürt und nach Theresienstadt verschleppt. Von dort kamen sie in das Konzentrationslager Auschwitz, wo beide den Tod fanden. Der Historiker Kurt Schilde hat den Bericht des Ehepaars Frey ediert. Darüber hinaus recherchierte er die Familiengeschichte der Freys und ging den Lebenswegen weiterer Personen nach, die in dem Bericht benannt sind.*

*The blind Jewish bank employee Erich Frey lived with his wife Elsbeth and the daughters Liselott and Marie Anne in National Socialist Berlin. The children emigrated 1939 to Great Britain and the British Mandate area of Palestine. The parents were unable to follow them. To inform the children about the life of their parents in Germany, Erich Frey, with the support of his wife, wrote a twelve-page, closely described report in April and May 1942. One of the originally four versions came to the daughters after the Second World War. Erich Frey worked until the beginning of March 1943 in Otto Weidts workshop for the blind in Berlin-Mitte, Rosenthaler Strasse 39. When the deportation threatened, he is going underground with his wife. At the beginning of April 1944 the couple were tracked down by the German Secret Police (Gestapo) and taken to Theresienstadt. From there they came to the Auschwitz concentration camp, where they both died. The historian Kurt Schilde edited the report of the Frey couple. He also researched the family history of the Freys.*

Kurz vor Beginn des Zweiten Weltkrieges gelang es zwei jungen Berliner Jüdinnen, der nationalsozialistischen Verfolgung zu entkommen und die Hauptstadt des Deutschen Reiches zu verlassen. Am 27. Juni 1939 wanderte die 21-jährige Liselott Frey nach Großbritannien aus, zwei Monate später, am 21. August, ihre 16 Jahre alte Schwester Marie Anne nach Palästina und nannte sich Miriam. Zwischen dem 7. April und dem 10. Mai 1942 verfassten die Eltern, Erich und Elsbeth Frey, für ihre Kinder einen mit Schreibmaschine geschriebenen Bericht über ihr Leben. Dort formulierte der Vater: „Ich selbst ertrug dies Alles leichter, da ich Eure Auswanderung als das für Euch einzig Richtige erkannte und

darnach strebte, Euch zu folgen.“ Es gelang leider nicht. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg erfuhren die Töchter vom Leben der Eltern im Untergrund, von deren Entdeckung, ihrer Deportation in das Konzentrationslager Theresienstadt und ihrem Tod in Auschwitz 1944.

Zu den zahlreichen Quellen, mit denen heute zur Geschichte der Shoa geforscht wird, gehören Tagebücher von Jüdinnen und Juden. Oft haben die Schreibenden nicht überlebt. Dies trifft auch auf Erich und Elsbeth Frey zu. Ihr Bericht ist eine gute Grundlage für die Rekonstruktion der Familiengeschichte. Ergänzend dazu gibt es Aufzeichnungen von Interviews mit ihren Töchtern. Es handelt sich zunächst um ein Gespräch, welches der Autor 1988 in Shavei Zion (Israel) mit Liselott Komar und Miriam Steinbock geführt hat.<sup>2</sup> Darüber hinaus haben Gespräche mit Miriam Steinbock im Rahmen stadtgeschichtlicher Forschungen und der Entstehung des Museums Blindenwerkstatt Otto Weidt in Berlin stattgefunden.<sup>3</sup> Ferner konnten Unterlagen des Oberfinanzpräsidenten Berlin-Brandenburg, die sich seit 2002 im Brandenburgischen Landeshauptarchiv in Potsdam befinden, und der Berliner Entschädigungsbehörde eingesehen werden.<sup>4</sup> Einschlägige Literatur wurde ebenfalls herangezogen.<sup>5</sup> Die Informationslage für die Edition des Berichtes von Erich und Elsbeth Frey ist damit relativ gut. Er wird im Folgenden als Bericht von Erich und Elsbeth Frey bezeichnet, da davon ausgegangen werden kann, dass der

<sup>1</sup> Bericht von Erich und Elsbeth Frey, geschrieben 7.4.–10.5.1942, Archiv zur Geschichte von Tempelhof und Schöneberg, Bezirksamt Tempelhof-Schöneberg, Abteilung Bildung, Kultur und Soziales, Fachbereich Kunst, Kultur und Museen, Museum Tempelhof-Schöneberg, S. 3. Kopie im Besitz des Verfassers. Im Folgenden: Frey, Bericht, 1942. Vgl. auch die Abschrift in: Schilde, Kurt: „Wahrscheinlich wird das unser Untergang sein.“ Der Bericht von Erich und Elsbeth Frey an ihre ausgewanderten Töchter (1942) (= Schriften der Gedenkstätte Deutscher Widerstand – Reihe A: Analysen und Darstellungen, Bd. 11), Berlin 2019, S. 116–144, hier S. 122. Das Dokument ist von mir ediert und mit Hintergrundinformationen zur Geschichte der Familie Frey sowie zur Rezeption des Berichts versehen worden. Ich danke dem Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Prof. Dr. Johannes Tuchel, für den Auftrag, den Bericht zu edieren. Alexander Lorenz-Milord danke ich für die Anregung zu diesem Beitrag. In erster Linie aber ist den Angehörigen von Erich und Elsbeth Frey zu danken: den Töchtern Liselott Komar (1918–1991) und Miriam Steinbock (1922–2010). Im Februar 2018 besuchte die in Israel lebende Enkeltochter von Miriam Steinbock, Noga Carmel, mit ihrem Mann Yuval Berlin. Ihre Mutter Drora Porath, Enkelin von Erich und Elsbeth Frey, und ihr Vater Dov Porath haben dem Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt zahlreiche in diesem Buch abgedruckte Fotografien zugänglich gemacht und mir etliche Fragen beantwortet. Weitere wichtige Hinweise habe ich von den Kindern von Liselott Komar, ihrem Sohn David I. Komar und ihrer Tochter Elizabeth S. Komar, erhalten. Dieser Artikel geht auf ein Manuskript für die Vorstellung des Buches im Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt am 29.01.2020 in Berlin zurück.

<sup>2</sup> Interview mit Liselott Komar und Miriam Steinbock am 3.7.1988 in Shavei Zion, geführt von Kurt Schilde im Auftrag des Bezirksamts Tempelhof von Berlin. Kopie im Privatbesitz des Autors. Im Folgenden: Schilde: Interview Komar/Steinbock, 1988.

<sup>3</sup> Interview mit Miriam und Jizchak Steinbock am 5.1.1995 in Haifa. Geführt von Maren Ziese und Bodo Mrozek für das Aktive Museum Faschismus und Widerstand in Berlin e. V. Abschrift Aktives Museum Faschismus und Widerstand in Berlin. Zitiert als: Ziese/Mrozek: Interview Steinbock, 1995. Die Abschrift befindet sich in den Materialien zu der Ausstellung des Vereins Aktives Museum Faschismus und Widerstand in Berlin und ist Grundlage des Textes von Büchten, Daniela: Miriam Steinbock, in: Verein Aktives Museum Faschismus und Widerstand in Berlin (Hg.): 1945: Jetzt wohin? Exil und Rückkehr. Katalog zur Ausstellung vom 1.5. bis 15.7.1995 auf dem Gelände des ehemaligen Anhalter Bahnhofs in Berlin-Kreuzberg, Berlin 1995, S. 138 f. Ich danke dem Geschäftsführer Kaspar Nürnberg für die Einsicht in die Unterlagen.

Interview von Kai Gruzdz u. a. am 29.2.2000 mit Miriam Steinbock in Kfar Hayogev. Zitiert als: Gruzdz: Interview Steinbock, 2000. Eine Video- und Tonaufzeichnung befindet sich im Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt. Ich danke Katja Döhnel und Franziska Drechsler, die mir die Aufzeichnungen zur Verfügung gestellt haben.

<sup>4</sup> Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten, Abt. I – Entschädigungsbehörde, Reg.-Nr. 311.349 (Erich Frey); Reg.-Nr. 312.554 (Liselott Komar); Reg.-Nr. 319.995 (Mirjam Steinbock).

<sup>5</sup> Kreuzter, Michael: „Die Gespräche drehten sich auch vielfach um die Reise, die wir alle antreten müssen.“ Leben und Verfolgtsein der Juden in Berlin-Tempelhof. Biographien. Dokumentation. Hg. vom Evangelischen Kirchenkreis Tempelhof, Berlin 1988, S. 90–105; Koberstein, Thea: Vielleicht werden wir uns sogar wiedersehen. Erich und Elsbeth Frey, Rheingoldstr. 4, in: dies./Stein, Norbert: Juden in Lichtenberg mit den früheren Ortsteilen in Friedrichshain, Hellersdorf und Marzahn (= Reihe Deutsche Vergangenheit, Band 120, Stätten der Geschichte Berlins), Berlin 1995, S. 276–282.

blinde Erich Frey ihn seiner Frau diktiert hat. Sie hat vermutlich auch die nicht wieder aufgetauchten drei weiteren Exemplare des Briefes geschrieben.

„Geliebte Kinder Liselott und Mirjam“<sup>6</sup>: So beginnt der Bericht. Die ältere Tochter wird mit ihrem gewohnten Vornamen Liselott angesprochen. Die Jüngere, Marie Anne, hatte ihren Vornamen inzwischen ins Hebräische übertragen und nannte sich fortan Miriam bzw. Mirjam.<sup>7</sup> Gleich zu Beginn der Aufzeichnungen wird festgehalten:

Es ist heute der 7. April 1942. Der Tag an sich hat keine wesentliche Bedeutung. Er soll nur den Zeitpunkt feststellen, an welchem dieser Brief, – oder, besser gesagt, dieser Bericht – begonnen wird. Er wird in vier Exemplaren niedergeschrieben, von denen je 2 für einen jeden von Euch bestimmt sind. Sie werden guten Freunden zur Aufbewahrung übergeben, um sofort abgesandt zu werden, sobald friedliche Zeiten gekommen sind und die Versendung der Briefe zulässig ist. Hierdurch glauben wir, die Gewissheit zu schaffen, dass das eine oder andere Exemplar in die Hände einer von Euch gelangt. Dann könnt Ihr Euch gegenseitig verständigen, einer der anderen ihr Exemplar zum Lesen zuzusenden, falls dieselbe noch nichts erhalten hat.<sup>8</sup>

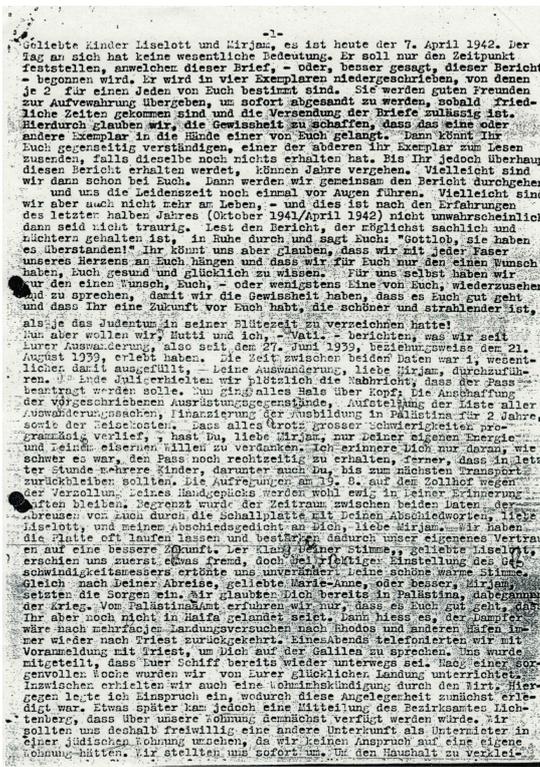


Abbildung 1: Faksimile der ersten Seite des Berichtes von Erich und Elsbeth Frey.

Quelle: Archiv zur Geschichte von Tempelhof und Schöneberg.

Die Töchter blieben lange Zeit ohne Informationen von ihren Eltern bzw. über ihre Eltern. Sie wussten nicht, dass der Vater in der Blindenwerkstatt von Otto Weidt in der Rosenthaler Straße arbeitete und die Eltern innerhalb des Stadtteils Karlshorst von der Cäsarstraße 15, wo sie noch mit den Kindern gewohnt hatten, in die Rheingoldstraße 4 umgezogen waren. Dort lebten sie inzwischen zur Untermiete bei Minna und Siegmund Fass.

Erst in der unmittelbaren Nachkriegszeit erfuhren sie von dem für sie bestimmten Bericht. Die jüngere Tochter Miriam erklärte dazu in einem Fragebogen: „Frau Schumann schickte nach Ende des Krieges ein Exemplar meiner Schwester Liselott, die zur Zeit in England lebte. Sie schickte mir eine Kopie nach Israel.“<sup>9</sup> Bei Frau Schumann handelt es sich um die Mutter von früheren Mitschülerinnen der Töchter. Miriam Steinbock erinnerte sich 1995 in einem Interview:

<sup>6</sup> Frey, Bericht, 1942, S. 1.

<sup>7</sup> Der Namenswechsel erklärt sich aus ihrer Absicht, nach Palästina auszuwandern.

<sup>8</sup> Frey, Bericht, 1942, S. 1.

<sup>9</sup> Fragen an Frau Steinbock. Der beantwortete Fragebogen befindet sich im Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt im Ordner Frey. Entstehungsjahr und Herkunft des Fragebogens sind nicht mit Sicherheit zu klären. Es ist zu vermuten, dass er mit

Sie hat uns gleich nach dem Krieg geschrieben und hat uns dieses Tagebuch geschickt. [...] Und sie hat uns erzählt, dass die Eltern ihr eines Tages [...] gesagt haben: ‚Sie werden uns nicht mehr wiedersehen.‘ Sie [die Eltern, Anm. d. V.] haben immer gesagt: ‚Wenn wir die Aufforderung zur Verschickung bekommen, dann bringen wir uns um. Dann machen wir Selbstmord.‘ Und sie kamen eines Tages zu ihr [Frau Schumann], haben ihr die Note gegeben und ihr gesagt: ‚Wir werden uns nicht mehr sehen.‘ Da hat sie angenommen, dass sie Selbstmord begangen hätten. Und so hat sie uns geschrieben. Und ich habe es geglaubt, und meine Schwester hat es geglaubt, ja ... sie hat immer wieder beim Roten Kreuz angefragt. Aber das war das einzigste, was wir wussten. Jahrelang habe ich gedacht, dass sie sich umgebracht hätten.<sup>10</sup>

Liselott Komar, die in Vancouver (Kanada) lebte, bewahrte ihre Fassung des Berichts in einem Banksafe auf. Der Verbleib der übrigen drei Fassungen ist bis heute ungeklärt. Von dem einzigen erhalten gebliebenen Original gelangte eine Kopie über den Rechtsanwalt von Liselott Komar nach Berlin in ihre Entschädigungsakte.<sup>11</sup> Dieses Exemplar wurde 1989 mit dem Einverständnis der Töchter für die Forschungen zum „Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus aus dem Bezirk Tempelhof“<sup>12</sup> dem Heimatmuseum des früheren Berliner Verwaltungsbezirks Tempelhof übergeben. Heute befindet es sich im Archiv zur Geschichte von Tempelhof und Schöneberg.

## Geschichte der Familie Frey

Elsbeth Frey wurde am 4. Februar 1883 als Elsbeth Zerkowski in Pleschen in der früheren preußischen Provinz Posen geboren. Sie hatte vier Schwestern und einen Bruder. Durch den frühen Tod ihres Vaters, Moritz Zerkowski, musste ihre Mutter Klara die Kinder allein großziehen. Zwischen den Geschwistern – sie lebten wie ihre Schwester in Berlin – haben offenbar innige Beziehungen bestanden. In dem Bericht werden zahlreiche Treffen mit ihrem Bruder Arthur und den Schwestern Martha, Johanna und weiteren Verwandten erwähnt.

Auf der Suche nach Informationen über die im Bericht genannten Personen konnte auf den von dem in den USA lebenden Enkelsohn David I. Komar angefertigten Stammbaum zurückgegriffen werden. Neben einer englischen Übersetzung des Berichts befindet sich auch dieser Stammbaum im Archiv des United States Holocaust Memorial Museum in Washington. Die „Collection related to Leo Komar and the Frey Family“ – Leo Komar war mit Liselott Frey verheiratet – ist öffentlich zugänglich.<sup>13</sup>

---

Recherchen der studentischen Gruppe der Fachhochschule für Technik und Wirtschaft um Kai Gruzdz und Ariane Kwasiogoch zusammenhängt.

<sup>10</sup> Ziese/Mrozek: Interview Steinbock, 1995. Mit „Note“ ist vermutlich der Bericht gemeint.

<sup>11</sup> Vgl. Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten, Abt. I – Entschädigungsbehörde, Reg.-Nr. 312.554 (Liselott Komar).

<sup>12</sup> Vgl. Schilde, Kurt: Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus aus dem Bezirk Tempelhof. Hg. vom Bezirksamt Tempelhof von Berlin, 3. erweiterte Auflage, Berlin 1989.

<sup>13</sup> Vgl. United States Holocaust Memorial Museum Collection, Gift of David Komar, Collection related to Leo Komar and the Frey family, Document, Accession Number: 2012.390.1.



Abbildung 2: Erich und Elsbeth Frey mit ihren Töchtern Liselott (links) und Marie Anne in ihrem Garten, 1925. Quelle: Privatbesitz Miriam Steinbock (Nachfahren).

Bevor sie nach Berlin kam, war Elsbeth Zerkowski in Leipzig als Filialleiterin tätig. Die ältere Tochter Liselott hat sie mir so beschrieben: „Die Mutter hat in Leipzig einige Jahre gearbeitet, und das muss eine sehr gute Zeit für sie gewesen sein. Sie hat ein Geschäft gehabt, ein Büstenhalter- und Korsettgeschäft, in Leipzig.“<sup>14</sup> Vermutlich haben ihre Geschwister schon in Berlin gelebt, wo sie am 21. Mai 1916 Erich Frey heiratete. Ihr am 26. Oktober 1889 in Berlin geborener Ehemann war etwas jünger als sie. Über ihren Vater sagte die Tochter Miriam: „Für ihn war es selbstverständlich, dass er ein Deutscher ist.“<sup>15</sup> Das Paar lebte in Berlin-Tempelhof in der Dreibundstraße 43 (heute: Dudenstraße 19), Ecke Mussehlstraße. Das Gebäude existiert nicht mehr.

Erich Frey gehörte zur Führungsebene des heute nicht mehr bestehenden privaten Berliner Bankhauses Von Goldschmidt-Rothschildt & Co. Sein Status als

Prokurist sollte aber möglichst nicht erwähnt werden, wie sich Miriam Steinbock erinnerte: „Die Mutter hat gesagt, das schreibt man nicht, [sondern] Bankbeamter, kleiner Bankbeamter.“<sup>16</sup> Im Bericht werden sein Chef Ernst Wallach und dessen Familie – vor allem der Sohn Eduard Wallach – häufiger erwähnt. Es darf angenommen werden, dass der Bankier und sein Sohn ein vertrauensvolles Verhältnis zu ihrem Prokuristen hatten. „Solltet Ihr einmal in Not sein“, so steht es in dem Bericht, sollten sie sich vertrauensvoll an die Witwe von Ernst Wallach oder an den Sohn Eduard Wallach in New York City wenden. Hierfür wurden auch die vollständigen Adressen angegeben. „Sie sind mir zu größtem Dank verpflichtet und haben dies auch stets brieflich immer wieder bestätigt und mir ihre Hilfe angeboten.“<sup>17</sup>

Nach der Auswanderung der Kinder im Jahr 1939 arbeitete Erich Frey im darauffolgenden Jahr als kaufmännischer Angestellter bei der Aktiengesellschaft für industrielle und landwirtschaftliche Unternehmungen (Agil). Zweck des Unternehmens war „die Förderung neuer industrieller oder landwirtschaftlicher Unternehmungen“.<sup>18</sup> Tatsächlich jedoch scheint sich deren Tätigkeit in der Zeit, als Erich Frey für Agil tätig war, auf die Hausverwaltung beschränkt zu haben. Nachdem das Unternehmen ihn wegen

<sup>14</sup> Schilde, Interview Komar/Steinbock, 1988.

<sup>15</sup> Koberstein, Vielleicht werden wir uns sogar wiedersehen, 1995, S. 281.

<sup>16</sup> Schilde, Interview Komar/Steinbock, 1988.

<sup>17</sup> Frey, Bericht, 1942, S. 12.

<sup>18</sup> Vgl. Handbuch der deutschen Aktiengesellschaften 1937. Bd. 4. 42. Jg., Berlin 1937, S. 4024.

seiner jüdischen Herkunft entließ, wurde er von der Jüdischen Gemeinde an die Blindenwerkstatt von Otto Weidt vermittelt, wo er nach einer kurzen Ausbildung arbeitete. In dem Bericht wird später darauf eingegangen.

Die erstgeborene Tochter Liselott kam am 14. Januar 1918 in Berlin-Tempelhof zur Welt und besuchte bis 1934 die Uhland-Schule – Städtisches Oberlyzeum in der Kolonnenstraße 21 in Berlin-Schöneberg. Da ihr ohne Abitur das Studium für den Wunschberuf Ärztin verwehrt blieb, arbeitete sie zunächst als ‚Anfängerin‘ im Kaufhaus N. Israel und stieg später zur Einkäuferin auf. Sie erinnerte sich daran, wie der Eigentümer Wilfrid Israel sie in sein Büro rief und zu ihr sagte: „Die Nazis wollen, dass ich das Geschäft aufgebe. [...] Ich kann es nicht viel länger halten.“ Er wollte ihr helfen und fragte: „Möchtest Du nach Palästina gehen?“ „Das war das Letzte, was ich wollte! Ich wusste kein [Wort Hebräisch, Anm. d. V.], immer noch, ich spreche kein Iwriß, und ich bin nicht religiös. Da habe ich gesagt. ‚Nein!‘ Aber ich wollte Krankenschwester werden.“ Weiter erinnert sie sich: „Dann hat der Israel irgendwas gemacht, und ich hatte ein Interview mit der Oberin [des Jüdischen Krankenhauses in der Iranischen Straße, Anm. d. V.], und sie [hat] gesagt: ‚Versuch es.“<sup>19</sup> Während ihrer von August 1938 bis April 1939 dauernden Ausbildung wohnte sie mit der Schwester bei ihren Eltern in der Cäsarstraße 15 in Berlin-Karlshorst. Von dort zog sie am 16. April 1939 in das Schwesternheim der Jüdischen Gemeinde nach Berlin N 65, Iranische Straße 4, um.<sup>20</sup>

Liselott Frey war ein sehr sportliches Mädchen und spielte in der Handballmannschaft eines jüdischen Vereins. Ihr Freund Walter Lindenheim war zugleich der Trainer der Mannschaft. Während des Krieges endete die Beziehung zu dem nach Südamerika ausgewanderten Mann. Im Bericht spiegelt sich wider, dass die Eltern untereinander Kontakt hielten.

Die im Juni 1939 nach England emigrierte Liselott Frey heiratete 1947 den polnischen Juden und angehenden Arzt Leo Komar und folgte ihm 1948 nach Kanada. Liselott und Leo Komar haben einen Sohn, den 1949 geborenen David, und eine 1952 geborene Tochter, Elizabeth. Die Enkelkinder von Erich und Elsbeth Frey leben heute im US-Bundesstaat Kalifornien bzw. in der kanadischen Provinz British Columbia.

Liselott und Leo Komar wohnten zuletzt in der Nähe des Wohnortes von Liselotts Schwester Miriam in Israel. Liselott Komar verstarb am 4. Mai 1991 in Vancouver und wurde in Shavei Zion beigesetzt. Dort ist am 27. Januar 2009 auch Leo Komar verstorben und beigesetzt worden.

Die jüngere Tochter Miriam Frey wurde am 6. November 1922 in Neu-Tempelhof geboren. Sie ging dort vier Jahre zur Volksschule. Über ihre Zeit dort sagte sie: „Es war kein Unterschied zwischen jüdischen Mitschülern und anderen. Wir hatten nur Religionsstunde extra. Aber ich hatte immer Freundinnen, auch Nichtjuden.“<sup>21</sup> Wie auch die große Schwester wechselte sie in die Uhland-Schule und besuchte nach dem Umzug der Familie das Lyzeum in Karlshorst. Sie erzählte mir, dass ihre Familie von Neu-Tempelhof „sehr weit weg“ ziehen wollte: „Wir wollten nicht mehr mit den Leuten zusammen sein, die uns

<sup>19</sup> Schilde, Interview Komar/Steinbock, 1988.

<sup>20</sup> Anmeldung bei der polizeilichen Meldebehörde, 256. Polizeirevier, 22.4.1939, Anlage zum Schreiben von Rechtsanwalt J.J. Kollenscher an Wiedergutmachungsämter von Berlin vom 15.12.1959, Landesarchiv Berlin, B Rep. 025-05, Nr. 1666/57, Bl. 10.

<sup>21</sup> Schilde, Interview Komar/Steinbock, 1988.

kennen. Aber die Eltern haben uns nicht so erklärt die Sache direkt.“<sup>22</sup> Nach kurzen Ausbildungsphasen in einer jüdischen Haushaltungsschule in der Auguststraße und einer Hachschara-Einrichtung<sup>23</sup> in Hamburg-Blankenese wanderte sie im August 1939 nach Palästina aus.

Die Überfahrt von Triest nach Tel Aviv erwies sich als äußerst schwierig, da das Schiff *Galilea* von den Briten, der damaligen Mandatsmacht in Palästina, zunächst nicht in den Hafen gelassen und nach Italien zurückgeschickt wurde. „Drei Wochen haben wir uns auf dem Meer herumgedreht und die Eltern waren sehr besorgt.“<sup>24</sup> Letztendlich durfte das Schiff doch noch in Tel Aviv anlegen.

Der briefliche Kontakt zu den Eltern war sehr schwierig. Seit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges durften die Eltern nur noch über das Rote Kreuz (im Einzelnen: Internationales Rotes Kreuz, International Red Cross Committee, Comité International de la Croix Rouge und War Organization of the British Red Cross and Order of St. John, Deutsches Rotes Kreuz, Präsidium/Auslandsdienst und Deutsches Rotes Kreuz<sup>25</sup>) auf vorgedruckten Formularen 25 Worte pro Nachricht an ihre Töchter schreiben. Dies galt auch für die knapp zu haltenden Antwortschreiben. Die kurzen Nachrichten mussten sich folglich auf Persönliches beschränken, so zum Beispiel das erste überlieferte Dokument vom Miriam Frey c/o Mironi, Kfar Chajim near Tel Aviv<sup>26</sup> vom 21. Dezember 1939. Wenige Monate nach ihrer Ankunft in Palästina notierte Miriam Frey handschriftlich: „Bin glücklich, Endlich Nachricht von Euch zu haben. Mir geht's gut. Bin gesund.“ Die per Hand verfasste Antwort lautet ebenso knapp: „Hoherfreut dass Du gesund bist. Wir sind es auch; es ist alles unverändert in bester Ordnung. Du kannst unbesorgt sein. Innige Grüße [und] Küsse Vati [und] Mutti“.<sup>27</sup>

In Palästina erhielt Miriam Frey eine landwirtschaftliche Ausbildung, lernte Jitchak Steinbock kennen und heiratete ihn. Sie bekamen zwei Söhne, Usi, geboren 1943, und Oded, geboren 1950, sowie die 1946 geborene Tochter Drora. 1995 verstarb ihr Mann. Miriam Steinbock verstarb am 14. November 2010 in ihrem Heimatort Hayogev.

## Misslungene Auswanderungsversuche

Nachdem Liselott und Miriam Frey Deutschland vor Beginn des Zweiten Weltkrieges auf legalem Weg verlassen konnten, blieben für ihre Eltern nur noch illegale Möglichkeiten der Auswanderung. Hierauf beziehen sich folgende Passagen aus dem Bericht:

<sup>22</sup> Schilde, Interview Komar/Steinbock, 1988.

<sup>23</sup> Hachschara, hebräisch für „Vorbereitung“, „Tauglichmachung“, bezeichnet die Vorbereitung junger Juden auf die Auswanderung und Siedlung in Palästina. Zur Hachschara in Hamburg vgl. Redaktion: Hachschara, in: Das Jüdische Hamburg. Ein historisches Nachschlagewerk. Hg. v. Institut für die Geschichte der deutschen Juden, online unter: <https://www.dasjuedischehamburg.de/inhalt/hachschara> [8.4.2020].

<sup>24</sup> Schilde, Interview Komar/Steinbock, 1988.

<sup>25</sup> Die Korrespondenz über diese Organisationen aus dem Privatbesitz von Miriam Steinbock (Nachfahren) befindet sich in Kopie im Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt.

<sup>26</sup> Das nach dem 1933 in Tel Aviv bei einem Attentat tödlich verletzten Zionisten Chaim Arlosoroff benannte Dorf (Kfar) Chajim ist 1933 von Einwanderern aus Polen und Russland gegründet worden. Es liegt etwa sieben Kilometer östlich von Netanya und 30 Kilometer von Tel Aviv entfernt.

<sup>27</sup> International Red Cross Committee, 21.12.1939, Enquirer: Frey, Myriam, Recipient: Frey, Erich. Privatbesitz Miriam Steinbock. Kopie in Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt.

Die ‚HAPAG‘, durch den Krieg lahmgelegt, richtete ein Büro ein, das sich zum Ziel setzte, Juden auf legalem Wege zur Auswanderung nach Palästina zu verhelfen, während jedoch die Einwanderung nach dort auf illegalem Wege erfolgen sollte und musste, da ja seit Kriegsausbruch keine Einwanderungs-Erlaubnis mehr erteilt wurde. Diese Auswanderungssache wurde unter dem Namen ‚Appalla‘ [sic]<sup>28</sup> geführt und über das Palästina-Amt der jüdischen Organisation in der Meineke Straße geleitet. Natürlich meldeten wir uns ebenfalls hierzu. Zunächst machte es viel Laufereien, nebenher auch Unkosten. Gleichwohl meldeten sich wohl schätzungsweise 20 000 Interessenten. Die Auswanderungskosten sollten in Devisen gezahlt werden. Die Höhe [sollte], soweit ich mich erinnere, etwa \$ 300,- pro Person betragen, die ich bereitzustellen versprach, da ich sicher war, dass Herr Eduard Wallach dies für mich tun würde. Er war inzwischen nach New York übergesiedelt. Je mehr Bewerber sich jedoch meldeten, desto größer wurden die Forderungen. Im Laufe der Monate stiegen die Preise auf das Doppelte und Dreifache. Unzählige Male waren wir im Palästina-Amt, wo die Herren an der Spitze, meistens pensionierte Staatsbeamte und Juristen, statt zu helfen, die Bewerber abschreckten und durch ihr Verhalten die Durchführung der Angelegenheit nur erschwerten. Wir selbst hatten auch eine solche unerquickliche Auseinandersetzung, die immerhin den Erfolg hatte, dass wir plötzlich, – es war wohl inzwischen April [1940] geworden, – die Aufforderung erhielten, uns untersuchen zu lassen, ob wir den Strapazen einer solchen Reise gewachsen seien. Bei Mutti war, – bis auf einen hohen Blutdruck, – nichts auszusetzen. Bei mir ordnete der Arzt jedoch Nachuntersuchung durch einen Augenarzt an. Dieser stellte fest, dass neben der Erblindung des rechten Auges, durch die Aufregungen der letzten sechs Jahre die Sehkraft auf dem linken Auge stark nachgelassen hätte, sodass dieselbe nur noch  $1/25 = 4\%$  der normalen Sehschärfe betrug. Als Krankheit stellte er nicht Netzhautablösung, sondern ‚herdförmige Aderhautentzündung‘ fest. Hiernach wäre ich als praktisch blind zu betrachten und den Strapazen der Reise nicht gewachsen. Es wäre zu beachten, dass die Reise, da illegal durchgeführt, mit Nachtwanderungen zu Fuß durch unbekannte Gegenden verbunden sei, zuletzt mit heimlichen Landungsversuchen an der palästinensischen Küste. Damit endete für uns dieser Auswanderungsversuch.<sup>29</sup>

Eine weitere, ebenfalls nicht realisierte Auswanderungsmöglichkeit hat Erich Frey für die Zeit kurz vor dem Beginn der Massendeportationen im Oktober 1941 festgehalten:

Da kurz vorher, etwa im August, Cuba seine Pforten für die Einwanderung oder, besser gesagt, für die Durchwanderung wieder öffnete, wandte ich mich sofort telegrafisch an Herrn Eduard Wallach in New York, der mir auch per Kabel antwortete, dass er sofort die Genehmigung für unsere Einreise und die

<sup>28</sup> Richtig: Apala. Im Februar 1940 war die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft (HAPAG) an das Palästina-Amt Berlin herangetreten und wollte für illegale Transporte nach Palästina Schiffe zur Verfügung zu stellen. Der für dieses Projekt von der HAPAG vorgeschlagene Name lautete Apala. Es sollten im Wesentlichen nur Personen mit zionistischen Verdiensten oder jene, deren Unterbringung in Palästina gesichert war, diese Möglichkeit der Auswanderung erhalten. Notwendig waren die gesundheitliche Eignung für die Fahrt, für das Land sowie die Beschaffung der Passagekosten in Dollar. Die Umstände können beispielsweise in dem Bericht von Michael Meyer nachvollzogen werden. Er beschreibt seine Emigration nach Palästina im Herbst 1940 auf verschiedenen Flüchtlingsschiffen, vgl. Löw, Andrea (Bearbeiterin): Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945. Bd. 3: Deutsches Reich und Protektorat Böhmen und Mähren. September 1939 - September 1941, München 2012, S. 310–325 (= Dokument 120); vgl. Schilde, Untergang, 2019, S. 122 f., Fn. 284.

<sup>29</sup> Frey, Bericht, 1942, S. 3.

Überweisung der hierzu erforderlichen Mittel, – ich glaube, etwa \$ 3000.–, beantragt habe. Zu gleicher Zeit erhöhte jedoch die deutsche Regierung die Altersgrenze für Auswandernde von bisher 45 Jahre auf 60 Jahre, sodass schon hierdurch der Erhalt des Ausreisevisums in Frage gestellt war.<sup>30</sup>

Angesichts dieser und weiterer Erfahrungen bewegt sich der Bericht zwischen Hoffen und Bangen:

Bis Ihr jedoch überhaupt diesen Bericht erhalten werdet, können Jahre vergehen. Vielleicht sind wir dann schon bei Euch. Dann werden wir gemeinsam den Bericht durchgehen und uns die Leidenszeit noch einmal vor Augen führen. Vielleicht sind wir aber auch nicht mehr am Leben, – und dies ist nach den Erfahrungen des letzten halben Jahres (Oktober 1941/April 1942) nicht unwahrscheinlich, dann seid nicht traurig. Lest den Bericht, der möglichst sachlich und nüchtern gehalten ist, in Ruhe durch und sagt Euch: ‚Gottlob, sie haben es überstanden!‘ Ihr könnt uns aber glauben, dass wir mit jeder Faser unseres Herzens an Euch hängen und dass wir für Euch nur den einen Wunsch haben, Euch gesund und glücklich zu wissen. Für uns selbst haben wir nur den einen Wunsch, Euch, oder wenigstens Eine von Euch, wiederzusehen und zu sprechen, damit wir die Gewissheit haben, dass es Euch gut geht und dass Ihr eine Zukunft vor Euch habt, die schöner und strahlender ist als je das Judentum in seiner Blütezeit zu verzeichnen hatte!

Nun aber wollen wir, Mutti und ich, – Vati – berichten, was wir seit Eurer Auswanderung, also seit dem 27. Juni 1939, beziehungsweise dem 21. August 1939, erlebt haben.

Die Zeit zwischen beiden Daten war i[m] Wesentlichen damit ausgefüllt, Deine Auswanderung, liebe Mirjam, durchzuführen. Ende Juli erhielten wir plötzlich die Nachricht, dass der Pass beantragt werden solle. Nun ging alles Hals über Kopf: Die Anschaffung der vorgeschriebenen Ausrüstungsgegenstände, Aufstellung der Liste aller Auswanderungssachen, Finanzierung der Ausbildung in Palästina für zwei Jahre sowie der Reisekosten. Dass alles trotz großer Schwierigkeiten programmäßig verlief, hast Du, liebe Mirjam, nur Deiner eigenen Energie und Deinem eisernen Willen zu verdanken. Ich erinnere Dich nur daran, wie schwer es war, den Pass noch rechtzeitig zu erhalten, ferner, dass in letzter Stunde mehrere Kinder, darunter auch Du bis zum nächsten Transport zurückbleiben sollten.<sup>31</sup>

Auch in Berlin hatte es Probleme gegeben:

Inzwischen erhielten wir auch eine Wohnungskündigung durch den Wirt. Hiergegen legte ich Einspruch ein, wodurch diese Angelegenheit zunächst erledigt war. Etwas später kam jedoch eine Mitteilung des Bezirksamtes Lichtenberg, dass über unsere Wohnung demnächst verfügt werden würde. Wir sollten uns deshalb freiwillig eine andere Unterkunft als Untermieter in einer jüdischen Wohnung umsehen, [sic] da wir keinen Anspruch auf eine eigene Wohnung hätten. Wir stellten uns sofort um. Um den Haushalt zu verkleinern, verkauften wir sofort das Klavier, später auch das Herrenzimmer. Vorher ließen wir noch erinnerungshalber unseren Bücherschrank, dem wir Alle so viel Freude verdanken, fotografieren. Zweckmäßigerweise trennten wir uns auch von Glas und Geschirr. Auf Grund des vorerwähnten Schreibens des Wohnungsamtes Lichtenberg bemühten wir uns

<sup>30</sup> Frey, Bericht, 1942, S. 8.

<sup>31</sup> Frey, Bericht, 1942, S. 1.

sofort nach einer anderen Unterkunft, doch unsere Unkosten und Bemühungen waren vergeblich. Ein jedes Wohnungsamt irgendeines Bezirkes sträubte sich energisch, Juden aufzunehmen. Selbst als meine Arbeitgeberin, die ‚Agil‘, mir eine geeignete Wohnung in einem jüdischen Hause in der Landsberger Straße zuwies, bezweifelte das dortige Wohnungsamt zunächst, dass es sich um ein jüdisches Haus handelte. Nachdem die Agil als Hausverwalterin den Nachweis hierfür erbrachte, wurde ich trotzdem abgelehnt, weil mein Zuzug dem Wohnungsamt unerwünscht war. So gaben wir das Wohnungssuchen auf.

Andere Sorgen bedrückten uns. Es war stets nur die Drangsalierung der Juden und der dadurch hervorgerufenen persönlichen Bedrückung. Man beging die Rohheit, gerade an unserem höchsten Feiertag, dem Versöhnungstag, zwei Polizeibeamte unvermutet früh um 8 Uhr in jüdische Haushaltungen zu schicken. Sie forderten uns in schroffster Weise auf, unsere Radio-Apparate in spätestens einer Viertelstunde zur Polizei zu bringen.<sup>32</sup> Da wir auf dem Wege zum Tempel waren, baten wir um die Erlaubnis, dass der Hauswart dies für uns tun sollte, was auch unter Kontrolle durch die Beamten geschah. So wurden wir unseren schönen Schaub-Apparat los, natürlich ohne irgendeine Vergütung oder Entschädigung.

Dies war der erste Schlag seit Kriegsausbruch gegen die Juden. Andere folgten.<sup>33</sup>

Nachdem Erich Frey seine Stelle als Angestellter verloren hatte, musste er sich zur Finanzierung des Lebensunterhalts eine neue suchen.

Man riet mir, mich an die Jüdische Gemeinde, Stelle für Körperbehinderte, zu wenden. Ich tat dies und lernte zunächst durch den Sachbearbeiter, einen ehemaligen Rechtsanwalt und Notar, der selbst erblindet war, die Blindenschrift, eine leicht erlernbare Punktschrift, deren Anwendung jedoch weniger leicht ist, da es auf das Fühlen der Punkte ankommt. Ich habe später das Studium dieser Schrift etwas beiseitegelegt, doch will ich mich nächstens wieder damit befassen, um sie besser zu beherrschen. Ferner besprachen wir die Erlernung eines für mich als Sehbehinderten geeigneten Beruf [sic]. Da die Jüdische Gemeinde gezwungen wurde, mehrere ihrer Lehrkurse einzustellen, bot sich zunächst keine Gelegenheit zu irgendeiner passenden Umschichtung. Schließlich gelang es dem Sachbearbeiter, eine arische Firma ausfindig zu machen, die es mit Genehmigung des Arbeitsamtes übernehmen wollte, einen Kursus zur Umschichtung von Blinden und sogenannten Praktisch Blinden, zu denen ich gehörte, im Bürsteneinziehen vorzunehmen.

Es war dies die ‚Blindenwerkstatt Otto Weidt‘. Am Sonnabend, 14. September 1940, 8 Uhr früh begann der Kursus, den wir in seiner Werkstatt gleichsam als Lehrlinge absolvierten, mit der Aussicht der späteren Einstellung als Arbeiter in diesem Beruf bei ihm. Nun, trotzdem meine Pfoten noch nie Handwerksarbeit geleistet hatten, erlernte ich doch diesen Beruf und wurde auch weiterhin behalten. Ich arbeite auch jetzt noch dort und verfertigte Schrubber, Scheuerbürsten, Straßenbesen usw., aber auch Rosshaarbesen und -Handfeger. Man hat mir sogar eine sogenannte Bündelmaschine zur Verfügung gestellt, was die Arbeit erleichtert und durch erhöhte Geschwindigkeit einträglicher macht. Ich freue mich sehr, diesen Beruf

<sup>32</sup> Am 20. September 1939 musste ein Erlass des Reichssicherheitshauptamtes im Jüdischen Nachrichtenblatt (Berlin) über die Beschlagnahme von Rundfunkapparaten veröffentlicht werden. Vgl. Walk, Joseph: Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Maßnahmen und Richtlinien – Inhalt und Bedeutung, 2. Aufl., Heidelberg 1996, S. 305.

<sup>33</sup> Frey, Bericht, 1942, S. 1 f.

ergriffen zu haben, der [mich in die Lage ver]setzt, auch im Ausland etwas verdienen zu können, sodass ich selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen nicht völlig auf andere Leute angewiesen sein werde.<sup>34</sup>



Abbildung 3: Belegschaft der Blindenwerkstatt Otto Weidt, um 1941. Quelle: Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin.

## Zunehmende Drangsalierungen

Neben persönlichen Angelegenheiten wird über die zunehmenden Diskriminierung und Drangsalierungen der jüdischen Bevölkerung berichtet:

Am 1. April 1940 wurde die Ausgehzeit der Juden für die Zeit vom 1.4.–30.9. auf neun Uhr abends verlängert, während sie für die Wintermonate unverändert bis acht Uhr blieb. Dagegen wurde die Einkaufszeit für uns Juden, die 1939 ab zwölf Uhr Mittag festgesetzt war, nunmehr auf die einzige

Stunde von vier bis fünf Uhr nachmittags beschränkt. Da jedoch ein großer Teil der Arier sich ein Vergnügen daraus machten, auch gerade zu dieser Zeit zum Einkauf zu gehen, wurden wir Juden doppelt benachteiligt. Meist ist es nur möglich, wegen der Kürze der Zeit ein einziges Geschäft aufzusuchen, heute den Bäcker, morgen den Gemüsehändler und so weiter. Etwa ein Jahr nach der Fortnahme unserer Fernsprechapparate wurde es uns Juden verboten, die öffentlichen Fernsprechzellen zu benutzen, nicht einmal diejenigen auf den Postämtern selbst. [...]

Das Schlimmste sollte aber noch folgen. Bereits im Frühjahr 1940 wurden in einer einzigen Nacht und für die Betroffenen völlig unvorbereitet alle Juden mit wenigen Ausnahmen aus Stettin evakuiert. Sie wurden nach Lublin (Polen) gebracht. Das Schicksal dieser dem Elend preisgegebenen Stettiner Juden war furchtbar, und man kann annehmen, dass der größte Teil von ihnen umgekommen ist. Sie durften sich nur wenige Habseligkeiten mitnehmen, dagegen wurden ihr Vermögen, ihre Wohnungseinrichtungen und was sie sonst noch besaßen, beschlagnahmt.

Nun, im Oktober 1941, wurde diese Evakuierungsmethode, neuerdings mit dem schönen Amtswort: ‚Abwanderung‘ bezeichnet, in ganz Deutschland durchgeführt. [...]

Und nun begannen die Evakuierungen! Tausende von Juden erhielten durch die jüdische Gemeinde, die von der Geheimen Staatspolizei geleitet wurde, die Wohnungskündigung, worauf man sich zur Gemeinde begeben musste, um über sich und seine Familie, soweit diese sich noch hier befand, Auskunft zu erteilen, wobei die derzeitige Tätigkeit die wesentlichste Rolle spielte. Wer ohne ausreichenden Grund, wie ernste Krankheit, ob arm, ob reich, ohne Arbeit war, konnte unweigerlich mit der Evakuierung rechnen.

<sup>34</sup> Frey, Bericht, 1942, S. 4 f.

Eine Woche nach erhaltener Kündigung erhielt man dann die ‚Liste‘, in die man sein gesamtes Vermögen, sein Hab und Gut verzeichnen musste. Zugleich oder bei der Rückgabe der Liste erhielt man seine ‚Transportnummer‘ und musste sich alsdann für den Abtransport einrichten. Nur wenige Sachen wurden zur Mitnahme zugelassen, und von Transport zu Transport wurde die Liste der erlaubten Mitnahmesachen immer kleiner. Zurzeit, Ende April 1942, sind Kleider, Anzüge, Wäsche und alle unentbehrlich erscheinenden Gegenstände, soweit ihre Ausfuhr nicht gesperrt sein sollte, bis zu fünfzig Kilo pro Person zulässig. Hierbei ist das Gewicht der Kleidung, die man trägt, sowie das des Koffers und des Rucksacks miteinbegriffen.<sup>35</sup>

## Erzwungener Wohnungswechsel

Erich und Elsbeth Frey mussten ihre Wohnung aufgeben und in ein Zimmer in der Rheingoldstraße 4 umziehen, wo sie zur Untermiete bei Minna und Siegmund Fass wohnten.

Vor lauter Aufregungen wäre ein wichtiges Ereignis fast untergegangen:

Dabei fällt mir ein, dass wir ja am 21. Mai 1941 unsere Silberne Hochzeit hatten. Ich nahm mir für diesen Tag frei, fuhr mit Mutti nach Treptow, wo wir bei Zenner am Wasser gut zu Mittag aßen, liefen dann durch den Plänterwald zum Eierhäuschen und Baumschulenberg und fuhren dann nach Hause, wo wir um 6 Uhr eintrafen, wo uns Onkel Kurt vor der Tür erwartete und uns etwas Essbares zum Geschenk überreichte. Wir tranken dann zu Dritt eine vor längerer Zeit eigens für diesen Zweck besorgte Flasche Sekt. Eine Feier veranstalteten wir zum Leidwesen der Verwandten nicht, weshalb wir auch auf Geschenke verzichten mussten. Erst nachträglich erhielten wir gelegentlich Aufmerksamkeiten kleinerer Art. Wir waren jedenfalls froh, den Tag allein und in Gedanken nur mit Euch verleben zu können. Es war eine Oase in der Wüste voller Judenhetze.<sup>36</sup>

Der Bericht endet mit den Worten:

Was weiter folgt, wer kann es wissen? Wenn Alles so weiter geht, wie bisher, müssen auch wir damit rechnen, eines Tages evakuiert zu werden. Wahrscheinlich wird das unser Untergang sein. Dann haben wir eben Pech gehabt. Vielleicht aber überstehen wir aber diese Zeit, dann werden wir uns sicher eines Tages verständigen können, ja, uns vielleicht sogar wiedersehen.

[...]

Ich schließe hiermit den Bericht, und zwar am 10. Mai 1942. Geht weiter Euren Weg, den Euch das Schicksal bereitet hat, und behaltet Eure anständige Gesinnung. Wir senden Euch all unsere Liebe und unseren Segen. Gott sei mit Euch.

Mit unzähligen Grüßen und Küssen, wenn es sein soll, auch über unser Grab hinaus  
Vati Muttileinchen<sup>37</sup>

<sup>35</sup> Frey, Bericht, 1942, S. 7 f.

<sup>36</sup> Frey, Bericht, 1942, S. 10.

<sup>37</sup> Frey, Bericht, 1942, S. 12.

## Untergrund – Theresienstadt – Auschwitz

Der Bericht endet ein halbes Jahr nach den im Oktober 1941 einsetzenden Massendeportationen. Diese betrafen auch die jüdischen Angestellten der Blindenwerkstatt und die Wirtsleute von Erich und Elsbeth Frey. Anfang März 1943, unmittelbar vor der Entscheidung, selbst unterzutauchen, wurde die Wohnungseigentümerin Minna Fass deportiert. Ihr Ehemann Siegmund Fass war schon im Juli 1942 deportiert worden. Im März 1943 tauchten Erich und Elsbeth Frey unter. Zunächst hatten sie ein Versteck im Keller der Blindenwerkstatt. Danach fanden sie Unterschlupf in der Laube der befreundeten Familie Schumann. Die Familie hatte eine Gartenlaube, die sich nicht weit von ihrer früheren Wohnung in der Dreibundstraße (heute: Dudenstraße) befand, wo die Familie Frey ebenfalls ein Laubengrundstück hatte. „Dort waren sie versteckt“, erinnerte sich Miriam Steinbock, „aber wie lange, weiß ich nicht.“<sup>38</sup> Die Untergetauchten Eheleute wurden auch später noch von der Familie Schumann unterstützt. Seit Anfang 1944 lebten sie bei der Familie Brauer am Bundesratsufer in Berlin-Moabit. Ihre Tochter Miriam und die Brauer-Tochter Eva hatten in Berlin-Karlshorst die gleiche Schulklasse besucht. Nachdem die Gestapo ihr Quartier entdeckt hatte, wurden Erich und Elsbeth Frey nach Theresienstadt deportiert.

Es existiert eine Postkarte von Erich Frey an den fiktiven „Otto Latter“. Tatsächlich war sie an *Otto Weidt* und Erich Freys Kollegen *Willy Latter* gerichtet und wurde am 31. Mai 1944, dem Todestag des Absenders, auf dem Postamt Charlottenburg 2 abgestempelt. Der Kartengruß aus dem Lager Theresienstadt lautete wie folgt:

Lieber Otto, lieber Willy, wir freuen uns, Ihnen ein Lebenszeichen geben zu können, hoffend, dass Sie dasselbe bei bester Gesundheit erreicht. Wir sind wohlauf u. mit unseren gemeinsamen Freunden in täglicher Verbindung, die uns in rührender Weise zur Seite stehen. Alle Päckchen haben uns bisher erreicht u. kommen uns infolge Kochgelegenheit sehr zurecht. Wir hoffen auch bald von Ihnen zu hören u. verbleiben, Sie u. alle unsere Freunde bestens grüßend

Ihr

Erich Frey.<sup>39</sup>

Aufzeichnungen über Otto Weidts Paketsendungen – er schickte insgesamt 150 Pakete nach Theresienstadt –, die Bestätigungskarten und weitere Postkarten sind erhalten geblieben. Auf einer weiteren Postkarte von Alice Licht, die als Sekretärin in der Blindenwerkstatt arbeitete, steht: „Über Eure ausführlichen Grüße durch Erich habe ich mich sehr gefreut und immer noch mehr möchte ich wissen.“ Damit war Erich Frey gemeint. Bereits auf dem Weg von Theresienstadt ins Vernichtungslager Auschwitz warf Alice Licht im Mai 1944 eine Ansichtskarte aus dem Zug, die einen ausdrücklichen Hinweis auf Erich und Elsbeth Frey enthält: „Tausend Grüße Alice, Georg, Kätel, Erich, Else.“ Der Transport hatte Theresienstadt mit Alice Licht und ihren Eltern Georg und Käthe sowie Erich und Elsbeth Frey am 15. Mai 1944 verlassen und erreichte Auschwitz am

<sup>38</sup> Schilde, Interview Komar/Steinbock, 1988.

<sup>39</sup> Zitiert nach Schulle, Diana: „... und immer wieder bewundern wir Eure mit aufopfernder Liebe prima gepackten Pakete.“ Otto Weidts Hilfsaktion für Gefangene im Ghetto Theresienstadt 1943–1944. Hg. vom Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt, Berlin 2012, S. 353. Es ist unklar, warum die Postkarte, die in Theresienstadt geschrieben worden ist, in Berlin abgestempelt wurde.

darauffolgenden Tag. Die Eheleute Frey sind dort ermordet worden. Während als Todestag von Erich Frey der 31. Mai 1944 bekannt ist, gilt dessen Ehefrau als „verschollen“. Ihr offizieller Todeszeitpunkt wurde auf den 19. April 1944 datiert.<sup>40</sup>

Am 26. September 1944 meldete sich das britische Rote Kreuz bei Liselott Frey. Das Foreign Relations Department in London hatte von der Nuneaton Division des Roten Kreuzes von ihren Sorgen hinsichtlich der Eltern erfahren. Liselott Frey wurde mitgeteilt, man werde ihre Anfrage an das Komitee des Internationalen Roten Kreuzes in Genf weiterleiten. Ob Liselott Frey eine Auskunft über ihre Familienangehörigen erhielt, ist nicht überliefert.

Noch von England aus hatte sie sich nach Kriegsende mit Otto Weidt in Verbindung gesetzt. Sie hat ihm auch Pakete geschickt und wahrscheinlich Informationen über ihren Vater von ihm erhalten.

## Die Bedeutung des Berichts

Der Bericht von Erich und Elsbeth Frey ist ein einzigartiges Dokument der Entrechtung, Diskriminierung und Verfolgung der Juden in Berlin. Er informiert über ihren Alltag und dokumentiert ihren unerschütterlichen Lebenswillen. Nachdem die Eltern ihre Kinder sicher im Ausland wussten, versuchten auch sie, sich zu retten, und mussten schließlich feststellen, dass ihre gesundheitlichen und altersmäßigen Voraussetzungen dies nicht zuließen: Ein nahezu blinder Mann und seine fast sechzig Jahre alte Frau hatten keine Chance.

Ihre Ausführungen geben einen Einblick in ihr Wissen um die Bedrohung und die ihrer Leidensgenossen. Der Bericht benennt ihre Sorgen, die erlebten Drangsalierungen, die drohende Deportation in den Tod und die damit einhergehende Bürokratie der Täter. Zugleich ist er ein Zeugnis der Hoffnung, etwa der des blinden Erich Frey, als Bürstenmacher „auch im Ausland etwas verdienen zu können.“<sup>41</sup> Die Eheleute Frey gingen von ihrer baldigen Deportation aus, hofften aber darauf, ihre Töchter wiederzusehen, und waren bereit, für sie zu überleben: „Wahrscheinlich wird das unser Untergang sein. Dann haben wir Pech gehabt. Vielleicht aber überstehen wir aber diese Zeit ...“<sup>42</sup> Wie es ihnen über ein Jahr gelang, im Untergrund zu überleben, darüber kann der Bericht keine Auskunft geben.

**Zitiervorschlag** Kurt Schilde: „Vielleicht sind wir aber auch nicht mehr am Leben“ – Der Bericht von Erich und Elsbeth Frey von 1942 für ihre Töchter im Exil, in: *Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung*, 26 (2020), 14, S. 1–15, online unter [http://www.medaon.de/pdf/medaon\\_26\\_schilde\\_2.pdf](http://www.medaon.de/pdf/medaon_26_schilde_2.pdf) [dd.mm.yyyy].

<sup>40</sup> Vgl. Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten, Abt. I – Entschädigungsbehörde, Reg.-Nr. 311.349 (Erich Frey).

<sup>41</sup> Frey, Bericht, 1942, S. 5.

<sup>42</sup> Frey, Bericht, 1942, S. 12.

**Zum Autor** Kurt Schilde, 1947, Historiker, Dr. phil., freier Mitarbeiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Forschungsschwerpunkte: Geschichte des Nationalsozialismus in Deutschland, insbesondere Opposition von Jugendlichen und Verfolgung der jüdischen Minderheit; wichtige Veröffentlichungen im Zusammenhang mit diesem Artikel: Lebensgeschichten in Finanzamtsakten. Die Skrupellosigkeit der Finanzbürokratie bei der Deportation und Ermordung der Juden – aufgezeigt anhand der Akte von Erich Frey, in: Tobias, Jim G.; Zinke, Peter (Hg.): nurinst 2006. Beiträge zur deutschen und jüdischen Geschichte. Bd. 3 (Jahrbuch des Nürnberger Instituts für NS-Forschung und jüdische Geschichte des 20. Jahrhunderts), Nürnberg 2006, S. 121–134; Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus aus dem Bezirk Tempelhof. Hg. vom Bezirksamt Tempelhof von Berlin. 3., erweiterte Auflage: Berlin 1989. Webseite: [www.kurt-schilde.de](http://www.kurt-schilde.de)